Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 11 (1969)

Artikel: Seltsame Gäste des Bündnerlandes

Autor: Caratsch, Reto

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-555690

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

saß auch in seiner Wohnung eine reichhaltige Sammlung von Bergwerknaturalien, die er auf Reisen für den Herzog gesammelt hatte und mir alle zeigte. Auch ich hatte das Vergnügen, ihm einen hübschen Stein von unserem Gebirge zu übergeben, der große Cristalle mit durchzogenen Wänden von Spath enthielte. Dieser gute Herr Hofrath wollte mich noch in das Herzogliche Naturaliencabineth führen, wo der größte Adler seinen Platz habe, welchen ich vor einem Jahr nach Stuttgarth sandte, allein die Zeit erlaubte es mir nicht mehr und nahm von ihm Abschied.

NB. nachhin im Jahr 1802 wendte mich mit einem Schreiben über einige Ansichten an ihn, erhielte aber von seiner hinterlassenen Wittfrau, Hofdomäinen Rathin eine Antwort, die sich mit folgenden Zeilen anhebt: «Ihr vortrefflicher Freund Wiedemann ist nicht mehr; eine unglückliche Bergreise machte seinem Leben ein Ende.» In aller Hinsicht war der Verlust dieses herrlichen Tallents zu bedauern.

Nachmittag eilte ich, die Rechnungen zu bezahlen und Presenter zu behändigen, die gebräuchlich waren, während der junge Herr Michel einpackte und seine Abscheidsbesuche vollendete. Und am Abend gingen wir in die italiänische Oper; die Frau Tochter des Herrn Schubarts war die erste Sängerin.

Am folgenden Tag kame die bestellte Post. Wir nahmen von unsern Freunden rührenden Abscheid und verreisten im Namen des Herrn in unsere Heimat, wo wir zu Maienfeld in gehöriger Zeit, Gott lob, glücklich angekommen sind.»

Die oben angeführten Stuttgarter-Reisen waren für Salzgeber aber nicht die einzigen ins Ausland. Im nämlichen Brief, an seine Enkel gerichtet, berichtet er, daß er im Zeitraum 1790 bis 1800 unzählige Fahrten als Getreideaufkäufer wie erwähnt für den Zehngerichtenbund nach Feldkirch, Bregenz, Lindau, Ravensburg und andere süddeutsche Marktflecken ausgeführt habe. Die letzten Aufzeichnungen in seinen «Erinnerungen» sind einem umfassenden Reisebericht über eine Schweizerreise gewidmet, die einen ganzen Monat in Anspruch nahm und den wissenshungrigen Bündner teils als Reisebegleiter, teils ganz allein auf eigene Faust von Seewis nach Zürich, dann nach Bern, ins dortige Oberland, weiter nach Herzogenbuchsee zu Pestalozzi, dann nach Solothurn, Aarau, wo er Einblick nahm von den dort neu installierten Metallverarbeitungs-Werkstätten. Auf Schloß Hallwil ließ er sich auf der riesigen Domäne der dortigen Grafen den Kunstwiesenbau, die rationelle Milchwirtschaft erklären. In Zürich interessierten ihn besonders eine neu geschaffene Waisenanstalt und die Erfolge einer systematisch und zielbewußt geführten Landwirtschaft. Über Rapperswil ging die Fußreise hinüber ins Toggenburg und ins Appenzellerland, wo Salzgeber vom allgemeinen Wohlstand, durch die heimische Textilindustrie hervorgerufen, begeistert war. Besonders beeindruckt war Salzgeber von dem Umfang und Reichtum der Stiftsbibliothek in St. Gallen sowie von der beispielhaften Sauberkeit der Appenzeller Dörfer, die er auf seinem Heimweg von der Schweizerreise durchwanderte.

Seltsame Gäste des Bündnerlandes

Von *Reto Caratsch*

Im Frühsommer des Jahres 1793 öffnete sich das Tor des Schlosses Reichenau, der Sitz einer vom Churer Bürger Johann Baptista von Tscharner errichteten Internatsschule, um einen Zuzügler aus Frankreich aufzunehmen, der den Studienbeflissenen als Monsieur Chabot-Latour und künftiger Lehrer der französischen Sprache vorgestellt wurde. Der Name erregte kein Aufsehen, wohl aber das unreife Alter des angehenden Pädagogen, der, kaum neunzehnjährig, einen jungenhaften Eindruck machte und die professorale Würde vermissen ließ. Daß die Erweiterung des Lehrkörpers ein mit den Revolutionswirren in Frankreich verbundenes Rätsel enthielt, wußte einzig der Schuldirektor von Tscharner, der das Geheimnis hütete und damit einem politischen Flüchtling ein Asyl verschaffte.

Hinter dem Decknamen Chabot-Latour steckte ein Mitglied des Jakobinerklubs und zugleich ein mit dem hohen Rang eines Generalleutnants bekleideter Offizier, Louis-Philippe, der älteste Sohn des intrigierenden Herzogs von Orléans, der gern den Königsthron bestiegen hätte, von dem sein unglücklicher Vetter Ludwig XVI. herabgestoßen worden war. Der mysteriöse Fremdling war in den Verrat eines französischen Heerführers, des Generals Dumouriez, verwickelt und verdankte nur der schleunigen Flucht ins Ausland die Rettung seines Kopfes vor der drohenden Guillotine.

Dumouriez, der Befehlshaber der Armee, die in den österreichischen Niederlanden den Feind zurückdrängte und Brüssel besetzte, ärgerte sich über die Schnüffelei, die von den Kommissaren der Revolutionsregierung in seinem eigenen Lager ausgeübt wurde und verhandelte heimlich mit den Österreichern über einen Waffenstillstand und die Kehrtwendung seiner Armee, die nach Paris marschieren und die Monarchie wiederherstellen sollte. Er erlitt aber ein Fiasko, weil seine Truppen die Gefolgschaft verweigerten und nur 2500 Husaren bereit waren, sich mit ihm und seinem Stabsoffizier Louis-Philippe d'Orléans durch die österreichische Frontlinie hindurchzuretten.

Die Pariser Machthaber antworteten mit einer Kettenreaktion von Verfolgungen. Der Vater Louis-Philippes wurde, obwohl er die Jakobiner unterstützte, selber den biedern Namen Philippe Egalité angenommen und im Konvent für das Todesurteil gegen Ludwig XVI. gestimmt

hatte, hingerichtet, weil Robespierre ihn als verkappten Streber nach der Königskrone taxierte. Der Staat beschlagnahmte das auf 200 Millionen Goldfranken geschätzte Vermögen der Orléans (nach heutigem Geldwert ungefähr eine Milliarde), so daß der junge Louis-Philippe um sein Erbe kam. Aus dem reichsten verwandelte er sich plötzlich in den ärmsten Mann von Europa und mußte froh sein, im Schloß von Reichenau ein Dach über dem Kopf, Nahrung und ein bescheidenes Gehalt zu finden.

Das Zwischenspiel auf Bündner Boden dauerte nur ein paar Monate. Obwohl es der französischen Spionage nicht gelang, den Schlupfwinkel des verfehmten Emigranten aufzuspüren, fühlte sich Louis-Philippe anscheinend unsicher und witterte schon im voraus die wenige Jahre später losbrechende Invasion der Eidgenossenschaft und Bündens durch die Revolutionsarmeen. Er setzte sein Wanderleben fort und schiffte sich 1796 nach Amerika ein, weil die Pariser Regierung nur unter dieser Bedingung bereit war, seine Mutter und die Geschwister aus der Gefängnishaft zu entlassen. Das Erziehungsinstitut von Reichenau aber ging während der Wirren von 1798 zugrunde, das letzte Glied in der Reihe der «Philantropine», der «Schulen der Menschenfreundschaft», die während eines Vierteljahrhunderts in fünf Dörfern des Bündner Rheintals ihr experimentierfreudiges Dasein gefristet hatten.

Erst im Alter von 53 Jahren gelangte Louis-Philippe dank der Julirevolution von 1830 an das Ziel seiner alten Wünsche, die Krone eines Königs der Franzosen zu gewinnen. Erkannten die ehemaligen Reichenauer Schüler beim Durchblättern der Illustrierten ihren einstigen Lehrer, dachten sie noch daran, daß sie im Klassenzimmer Papierkugeln geworfen hatten und in einen Halbschlaf versunken waren, als der angebliche Chabot-Latour die unregelmäßigen Verben und den Gebrauch des Konjunktivs erläuterte? Wir wissen es nicht. Fest steht nur, daß die Herrschaft des Julikönigs, der die Schlauheit an die Stelle der Gewalt setzte und den Adel verdrängte, dafür aber das in Handel und Industrie reichgewordene Bürgertum privilegierte, achtzehn Jahre später ein schlimmes Ende nahm. Die hartnäckige Weigerung Louis-Philippes, das allgemeine und gleiche Wahlrecht einzuführen und so mit der parlamentarischen Demokratie Ernst zu machen, kostete ihm den Thron. Die Schweiz weinte ihm keine Träne nach, hatte sich Frankreich in dieser Epoche doch als unfreundlicher, gegen die liberale Strömung und die Einheitsbestrebungen in unserm Lande kämpfender Nachbar erwiesen. Die beiden letzten Lebensjahre verbrachte der Exkönig kümmerlich in England, von der Wassersucht und, wie schon in seiner Jugend, vom Geldmangel geplagt, da seine Vermögenswerte in Frankreich nochmals einem Sequester verfielen und die sparsame Queen Victoria keine Lust hatte, die Rolle einer gabefreudigen Fee zu spielen.

*

Ein paar Jahrzehnte später tauchte in Bünden ein neuer Besucher auf, der allerdings mit Politik nichts zu tun hatte und kein Versteckspiel trieb. 1871 suchte die Gemeinde *Langwies* im *Schanfigg* einen neuen Pfarrer. Frischweg meldete sich ein sechsundzwanzigjähriger Basler Landschäftler aus Liestal, *Carl Spitteler,* der soeben das theologische Abschlußexamen an der Universität Basel bestanden, sich als Dichter aber noch keinen Namen gemacht hatte, obwohl er bereits an einem gedankenschweren, in mythischer Vorzeit spielenden Epos «Prometheus und Epimetheus» arbeitete. Die Langwieser griffen zu, und so reiste der junge Spitteler im Juni des gleichen Jahres nach Chur zur rätischen Synode und hielt in der Martinskirche seine Probepredigt. Zusammen mit dem Gefährten Josef Viktor Widmann, dem heitern und wohlwollenden Weltfreund, begab er sich auch nach Langwies, um das Gelände zu erforschen. Die beiden machten sommerliche Ausflüge in Wälder und Berge und führten, offenbar mit Bindenfleisch und ein paar gut ausgewählten Weinflaschen versehen, nach ihrer eigenen Aussage «ein Götterleben». Wie eine Tante Spittelers zu erzählen wußte, predigte der Kandidat ein einziges Mal aushilfsweise im Schanfigg, verstummte aber schon nach wenigen Minuten, weil er dem Gesang einer Amsel auf einem Baume vor dem Kirchenfenster lauschte. Vom Flötenkonzert des gefiederten Musikanten bezaubert, ging er mit überraschender Eile zum Amen über, während die Mitglieder der Gemeinde die Köpfe schüttelten.

Aus dem Pfarramt in der Schanfigger Bergeinsamkeit wurde nichts. Schwerlich hätte es Spitteler auf die Dauer in der engen Dorfgemeinschaft ausgehalten. In Wirklichkeit hatte er das Studium der Theologie nur als Notbehelf ergriffen, um der vom strengen Vater geforderten Einführung in die Rechtswissenschaft auszuweichen. Erfreulich mutet das Schanfigger Intermezzo nur deshalb an, weil es die unzerstörbare Freundschaft zwischen den Wandergenossen beleuchtet, von denen der ältere, Widmann, der Sohn eines in Österreich beheimateten Mönchs war, der aus dem Kloster ausbrach, sich mit dem von ihm geliebten Mädchen trauen ließ und als reformierter Seelsorger in Liestal endete, wo Spitteler im Pfarrhaus die sonnigsten Tage seiner Kindheit verbrachte. Auch der junge Widmann hatte Theologie studiert, ohne den Pfarrerberuf zu ergreifen. Beide Dichter entfernten sich vom Boden des Christentums, Widmann in milder, der indischen Geisteswelt verpflichteten Art, Spitteler als trotziger Neinsager und Mythenschöpfer, der dem Weltenvater den Akt einer fürchterlichen, schuldbeladenen Schöpfung nicht verzieh und sich in seiner Kritik der menschlichen Gesellschaft als charakterloses, unzuverläßiges und verlogenes Herdenwesen als Vorläufer Nietzsches und Ibsens erwies.

Das gleiche Jahr 1871 brachte einen Szenenwechsel, Spittelers Auswanderung nach Russland, wo er acht Jahre als Hauslehrer in Adelshäusern ausharrte und keine Nachrichten nach der Schweiz sandte, so daß er bereits als verschollen galt. Die Lebensweise der russischen Herrenschicht gefiel

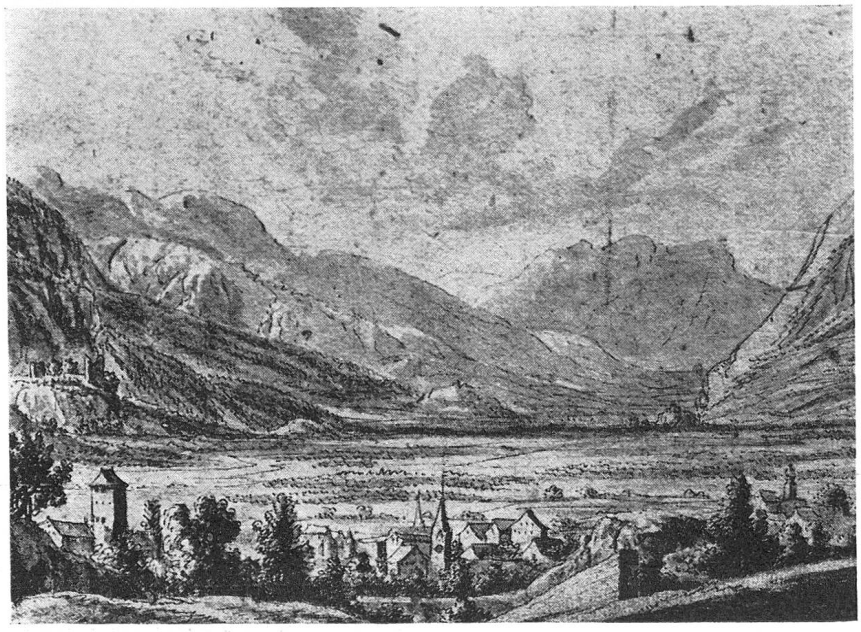
ihm, er trieb Sport, lernte Fremdsprachen und arbeitete gleichzeitig an seinem Epos. In die Schweiz zurückgekehrt, erging er sich in mondänen Allüren und sprach nur noch Hochdeutsch mit baltischem Akzent, was Gottfried Keller zur brummigen Bemerkung veranlaßte, das Gemisch von einem Dichter mit einem Tanzmeister komme ihm wenig erfreulich vor. 1880 erschien der «Prometheus» in einem reichsdeutschen Verlag — ein bitterer Mißerfolg, weil, von Widmanns freundlicher Besprechung abgesehen, nirgends ein Echo laut wurde.

Das folgende Jahrzehnt war das qualvollste im Leben Spittelers, der sich lustlos bei verschiedenen Zeitungen in Basel, Frauenfeld und Zürich betätigte, als Schriftsteller aber bei den Verlegern durchfiel. Schließlich gewährte die von den begüterten Schwiegereltern hinterlassene Erbschaft dem Dichter die wirtschaftliche Unabhängigkeit und die Ansiedelung in Luzern, wo er zwanzig Jahre lang an seinem kosmischen Riesenwerk «Olympischer Frühling» arbeitete. 1919 gewann er den Nobelpreis für Literatur und damit den Ruhm, um den er lange und sehnsüchtig gerungen hatte.

Und Graubünden? Es war vergessen samt der Martinskirche, den Churer Synodalherren und dem Amselkonzert von Langwies. Spitteler, der sich gern auf Erholungsreisen begab, zog den Vierwaldstättersee, Oberitalien und Paris vor. Daß die rätische Bergwelt sich doch nicht übergangen fühlt, dafür sorgen die überreichen, von Conrad Ferdinand Meyer und Segantini hinterlassenen Gaben.

Eine bisher unbekannte Ansicht des Städtchens Maienfeld

Von *Eberhard Schircks*



Ansicht von Maienfeld

Im Graphischen Kabinett des Kunstvereins Winterthur befindet sich ein Klebeband mit hundert Zeichnungen des aus Winterthur stammenden Landschaftsmalers Felix *Meyer* (1653 bis 1713). Darunter sind bemerkenswert vier Landschaften der Bündner Herrschaft, und zwar von Aspermont mit Falknis (Nr. 2018), Fläscherberg (Nr. 2017 und 2030) und Maienfeld (Nr. 2008). Diese Zeichnungen sind nicht datiert. Man darf indessen annehmen, daß sie zwischen 1680 und 1713 entstanden sind.

Die Tuschzeichnung mit der Ansicht von Maienfeld ist zur Ergänzung der Bündner Ikonographie hier erstmals im Ausschnitt reproduziert. Erwin Poeschel erwähnt sie nicht (vergl. Kunstdenkmäler Graubünden, Bd. II, S. 14).

Der Künstler nahm bei der Fixierung dieser Ansicht seinen Standplatz ob Maienfeld, offenbar im Bereich der Pradafant-Güter. Damit konnte die Erfassung des eigentlichen Ortsbildes nicht vollständig werden. Meyer lag wohl hauptsächlich daran, die Weite des Rheintales und seiner Bergkulisse auf das Skizzenblatt zu bringen.

Der Maler und Radierer Felix Meyer von Winterthur hatte insbesondere in Nürnberg seine grundlegenden Kenntnisse in der Landschaftsmalerei gewonnen. Nach Studienreisen im Ausland und in der Schweiz nahm er 1708 bis zu seinem Tode seinen Wohnsitz im Schloß Wyden, wo er zugleich die Stelle eines Amtmanns des nahe gelegenen Ossingen (Bez. Andelfingen) versah. Die Biographen Meyers rühmen an ihm die reiche und schnell erfindende Einbildungskraft und im speziellen seine Beleuchtungseffekte sowie seine Behandlung der Darstellung von Bauformen. Sein reiches Oeuvre an Gemälden, Zeichnungen und Radierungen blieb in einzelnen Schweizer Museen erhalten. E. Poeschel zitiert übrigens als Federzeichnungen von F. Meyer Ansichten vom Schloß Marschlins (Kunstdenkmäler Grb., VII, 379, 386).